

Martin Huber und Gerhard Lauer (Hg.): Nach der Sozialgeschichte. Konzepte für eine Literaturwissenschaft zwischen Historischer Anthropologie, Kulturgeschichte und Medientheorie. Tübingen: Niemeyer 2000.

KARL EIBL

## Autonomie und Funktion, Autopoiesis und Kopplung

Ein Erklärungsangebot für ein literaturwissenschaftliches Methodenproblem mit einem Blick auf ein fachpolitisches Problem

Seit ich Wolfgang Frühwald kenne, gibt es eine ›Krise‹ der Germanistik – ein ursächlicher Zusammenhang ist unwahrscheinlich. Eine ordentliche Wissenschaft, so ungefähr lehrt Karl Popper, hat sich immer in der Krise zu befinden, sonst verkommt sie zur ›Normalwissenschaft‹, in der Laufbahnbeamte aufs Wochenende warten. Problematisch, so scheint mir jedoch, sind Ursache und Eigenart gerade dieser Krise. Es handelt sich nämlich nicht nur um einen Zustand produktiv-neugieriger Unruhe, der die Wissenschaftlergemeinschaft umtreibt, sondern oft genug um eine seltsame Mischung aus Stupor und Hektik, die weniger auf neue sachliche Herausforderungen als auf den Geltungsverlust des Faches zu reagieren versucht. Unter solchem Geltungsverlust leidet natürlich nicht die Germanistik allein, sondern der gesamte Bereich der Geisteswissenschaften, spätestens seit dem weltweiten Sieg des Kapitalismus (›Globalisierung‹), der nun keine kulturelle Konkurrenz mehr zu bekämpfen hat. Aber von diesem allgemeinen Aspekt soll hier nicht die Rede sein. Ich will einsetzen beim ganz spezifischen Geltungsverlust der deutschen germanistischen Literaturwissenschaft, den man nicht mit jenem allgemeinen vermischen sollte. Sonst geht es wie mit dem Schwindsichtigen, dessen Krankheit man im Winter nicht erkennt, weil da alle husten.<sup>1</sup>

### I.

Wie bei jedem Verlust ist auch beim Geltungsverlust nicht unwichtig, von welchem Niveau aus er erfolgt. Und da muß man gegenwärtige Erfahrung ganz weit wegschieben, um sich deutlich zu machen, wie hoch dieses Niveau vor etwa 40 Jahren noch war (als ich zu studieren begann und Wolfgang

---

<sup>1</sup> Unerörtert bleibt hier auch das Phänomen, daß die Geisteswissenschaften ›sich nützlich machen‹ wollen, indem sie in den Dienst von Industrie, Handel und Banken gehen. Das gehört in den Zusammenhang der derzeit galoppierenden Überführung der Kultur in Konzerneigentum. Unabhängig von der Frage, ob man das politisch will, werden die Geisteswissenschaften schon mittelfristig nur dann ›nützlich‹ sein können, wenn sie auch unabhängig von ihrem Nutzen Erkenntnisse gewinnen.

Frühwald wohl gerade promovierte) und wie enorm die Fallhöhe dieses Geltungsverlustes ist. Selbst die massive Kritik am Ende der 60er Jahre war ja zum Teil getragen von einer kaum mehr zu glaubenden Hochschätzung, von der heute ganz abstrus erscheinenden Annahme nämlich, die Weltrevolution könne ausgerechnet von der Germanistik ihren Anfang nehmen! Die Frage verschiebt sich: Wie konnte es zu einer solchen Hochschätzung der Germanistik kommen?

Die Hochschätzung der Germanistik war Teil einer Hochschätzung der Literatur, die mittlerweile gleichfalls stark geschwunden ist.<sup>2</sup> Damit meine ich nicht, daß heute weniger gelesen würde als früher oder daß ›das Buch‹ (trotz gegenteiliger Statistiken) verschwindet. Wahrscheinlich gab es noch nie so viele Literaturpreise und Förderungsstipendien – aber wer kann die letzten drei Büchnerpreisträger nennen? Geltung hat nichts mit Umsätzen zu tun. Geltung von Literatur betrifft ihre moralische Reputation, die Achtung, die man ihr (und ihren Vertretern) entgegenbringt, den Orientierungswert, den man ihr zumißt, ihre Integrität und Unüberhörbarkeit. Zwar ist ein Großteil des Direktions- und Distinktionswertes, den literarische Bildung einmal besaß, bereits 1918 untergegangen. Doch diese historische Marke bezeichnet nicht nur das Ende des Bildungsbürgertums als tendenziell egalitärer Idee (alle sollen gebildet sein), sondern zugleich einen Rückzug und Aufstieg ins Elitäre: Es blieb als Erbe die Idee einer literarischen Codierung des Allgemeinen, das als dezidiert ›unpolitische‹ (oder ›überpolitische‹) Wertorientierung eine Gemeinschaft der Wohlgesinnten konstituieren konnte. Das literarische Deutschland war das bessere Deutschland. Hier lag eine Tradition bereit, in die man nach der Kulturkatastrophe des Nationalsozialismus mit gutem Gewissen einrücken konnte. Das galt nicht nur für die damals entstehende Literatur, sondern es galt für das ganze literarische Erbe und damit auch für die Pflger dieses Erbes. So konstatiert etwa Karl Robert Mandelkow für die Nachkriegszeit eine »fast süchtige Hinwendung zu Goethe als dem höchsten Repräsentanten eines besseren und humanen Deutschland«.<sup>3</sup>

Ganz eng mit der Literatur verknüpft war auch die tonangebende Soziologie, die Sozialphilosophie Adornos, die immer schon eine ganze Ästhetik implizierte (schon Habermas muß man im Vergleich dazu als geradezu illiterat einschätzen). Im neu entstehenden Fach der Politologie waren die Literaturfreunde Arnold Bergsträsser und Dolf Sternberger wichtige Ideengeber. Und die Blütezeit der Existenzphilosophie, in Frankreich Domäne von Dichter-

<sup>2</sup> Friedrich Dieckmann (Hg.): Die Geltung der Literatur. Ansichten und Erörterungen. Im Auftrag der Deutschen Literaturkonferenz. Berlin: Aufbau 1999, behandelt vor allem die Situation in den neuen Ländern. Vgl. hier im vorliegenden Zusammenhang jedoch insbesondere den Rückblick von Michael Rutschky: Was ist Lyrik heute? In: Ebd., S. 405–416.

<sup>3</sup> Karl Robert Mandelkow: Goethe in Deutschland. Rezeptionsgeschichte eines Klassikers. 2 Bd. München: C. H. Beck 1980/1989, Bd. 2, S. 135.

philosophen wie Sartre, Camus oder Claudel, konnte in Deutschland immerhin die Hölderlin-, Rilke- und Trakl-Interpretationen Heideggers und seiner Schule hervorbringen. Alles, was zählte, kreiste um das Zentrum der Literatur. Gerade bei den Vertretern manichäischer Tendenzen, etwa bei Adorno und Heidegger, verlieren die Differenzen, aus der Distanz gesehen, an Bedeutung angesichts der grundlegenden Mentalitätsfigur: Der Abwertung des Pöbels und der Selbstzurechnung zu einer Insel, einer Exklave, einer Arche inmitten der Sintflut. Auf der einen Seite waren die Nazis, die Leute im Weinhaus Wolf, die Wirtschaftswunderdeutschen, Sklaven des Konsums, das uneigentliche Leben des ›Man‹, die Welt der Kulturindustrie, die Masse und was es noch alles an Distanzierungsformeln gab. Und auf der anderen Seite waren die Sensiblen, die Gerechten, die Wachen, die Kultur, die Kritischen, die sensiblen Lyriker und die wachen Kahlschläger, die inneren und äußeren Emigranten usw., eine wahrhaft heterogene Gruppierung, deren Angehörige einander immer wieder das Wohnrecht auf der guten Seite absprachen, die aber darin übereinstimmte, daß sie es für sich beanspruchten.

Es ist die Dichotomie von Gottesstaat und Weltstaat, die hier am Werk ist. Die Gemeinschaft der Heiligen, die Auserwählten, dem Wesentlichen Verpflichteten, leben in einer Arche, die auf dem Wasser des Weltstaates inmitten der Sintflut schwimmt. Man muß darum nicht gleich ins Kloster oder nach Bargfeld gehen. Auch eine heftige kritische Attitüde ist damit zu verbinden: Weltstaatschelte von der Position des Gottesstaates aus. Auch politisch engagierte Dichtung legte deshalb Wert darauf, *nicht* engagiert zu sein, das heißt ihr Engagement von dem der Politiker und Journalisten so weit wie möglich wegzurücken. So meinte Hans Magnus Enzensbergers in seinem Essay *Poesie und Politik*<sup>4</sup> von 1962, heute werde »was früher Inspiration hieß, auf den Namen der Kritik getauft: Kritik wird zur produktiven Unruhe des poetischen Prozesses« (S. 136). Auch Kritik also gehört zumindest der Abstammung nach in den Zusammenhang einer göttlichen Offenbarung. Das ist der neue und eigentlich ziemlich alte Epiphanie-Charakter des Gedichts, das Gedicht sei »durch sein bloßes Dasein subversiv« (ebd.). Enzensberger bezieht zugleich entschiedene Stellung gegen explizit engagierte Literatur. Er betont, daß es die Sprache sei, »die den gesellschaftlichen Charakter der Poesie ausmacht, nicht ihre Verstrickung in den politischen Kampf« (S. 133).

Das Wort »Verstrickung« läßt aufhorchen. Es war das Wort, mit dem man die Situationen jener Menschen umschrieb, die, obwohl ›anständig‹, doch in irgendeiner Weise zur Kollaboration mit den Nazis gezwungen waren oder solchen unausweichlichen Zwang jedenfalls später behaupteten. Da wird deutlich, wogegen Poesie gefeit sein oder feien soll: gegen die Verstrickungen in den Weltstaat. In der ›Literatur‹ ist man unverstrickt, da ist die Seele

<sup>4</sup> In: Hans Magnus Enzensberger: Einzelheiten. Bd. 2. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1976, S. 113–137.

rein. Das erklärt den immensen Literaturbedarf um 1945 und danach und die hohe Geltung von Literatur in dieser Zeit. Literatur in dem angedeuteten weiten Sinn, der zum Beispiel auch die kritische Theorie umfaßt und natürlich die Literaturwissenschaft. Und wie gleich hinzuzufügen ist: Eine spezifische Art von Literaturwissenschaft. Es ist jene Variante, die seit jeher besonders der interpretierenden Pflege der großen Werke sich widmete, der Pflege des Gedächtnisses, also selbst als Aktualisierungs- und Erinnerungsinstanz eher dem literarischen als dem wissenschaftlichen Leben zugehörte. Sie war selbst Teil des Gottesstaates, ein Verfahren der Ich-Veredelung durch – so die durchaus positiv gemeinten Formeln Hans Georg Gadamer – Einrücken in ein Überlieferungsgeschehen und Horizontverschmelzung.

## II.

Bekanntlich haben sich die Zugriffsweisen der Literaturwissenschaft seit den 70er Jahren geändert. Zwar hat sich das Paradigma der Werkinterpretation weiter durchgehalten, aller Interpretationskritik zum Trotz, nicht zuletzt deshalb, weil der Markt solche Interpretationen bereitwillig aufnimmt. Die kleinen gelben Bändchen verdanken ihr Florieren vor allem dem Versprechen, ein Gegenmittel gegen den Prüfungsterror des ›Interpretieren Sie ...‹ auf den verschiedenen Schul- und Hochschulebenen bereitzuhalten. Doch von solcher Äußerlichkeit des Betriebs abgesehen: Es ist gewiß weiterhin eine würdige Tätigkeit, wenn man den Bildungskanon verwaltet, als Restaurator und Kurator das Museum in Schuß hält und dem Publikum Einblick in die Schätze gibt. Ein Forschungsprogramm ist das aber nicht, und ohne Forschungsprogramm verliert auch die Kuratortätigkeit bald den belebenden Impuls. Dominierend im Sinne eines Forschungsprogramms wurde in den siebziger Jahren das Paradigma – nein, seien wir vorsichtiger: das Schlagwort – ›Sozialgeschichte‹, das seine Überzeugungskraft aus den Konnotationen von Relevanz bezog, die sich daran knüpfen ließen – schon die Wendung zur ›Sozialgeschichte‹ war eine Reaktion auf den Geltungsverlust der Literatur und ihrer Verwandten. Das Schlagwort wurde von recht heterogenen Ansätzen in Anspruch genommen, von den Anekdoten des ›literarischen Lebens‹ bis zur Applikation avancierter soziologischer Theorie und natürlich vom Leierkasten des marxistischen ›Materialismus‹.

Neuerdings ist es einem womöglich noch geräumigeren Schlagwort gewichen, dem der ›Kulturwissenschaft‹ oder ›Kulturgeschichte‹,<sup>5</sup> das nun für die notwendigen Relevanz- und Imponiersignale sorgen soll. Aber welche Kultur ist gemeint? Denkbar wäre, daß man Kultur als Synonym von Gesellschaft

<sup>5</sup> Einen Überblick gibt Thomas Anz: Literatur- und Kulturwissenschaften. In: literaturkritik.de, URL: <<http://www.literaturkritik.de/txt/1999-10-03.html>> (3.10.1999).

begreift, mit kleinen Differenzen des Akzents, und in praxi dürfte das meistens ausreichen. Grundsatzreflexionen machen die Sache jedoch komplizierter. Hans-Ulrich Wehler hatte Gesellschaft ursprünglich als Trias von Herrschaft, Wirtschaft und Kultur aufgefaßt, Kultur also als Teil von Gesellschaft konzipiert (– und dann gleich beiseite gelassen).<sup>6</sup> Es ginge aber auch umgekehrt: Daß man Gesellschaft als Teil der Kultur im Sinne der ›selbstgeschaffenen Welt des Menschen‹ auffaßt. Der neueste Beitrag Wehlers läuft auf eine weitere, etwas seltsame, Unterscheidung hinaus: daß nämlich die eher intuitiv verfahrenende Verfahrensweise Sozialgeschichte, die theoretisch angeleitete hingegen Kulturgeschichte heißt.<sup>7</sup> Und dann erinnern wir uns noch an des frühen Georg Lukács' Diktum: ›Das wirklich Soziale aber in der Literatur ist: die Form‹,<sup>8</sup> und vielleicht noch daran, daß es zu dessen Blütezeit auch eine ›deutsche‹ Opposition von ›Kultur‹ und ›Zivilisation‹ gab, die bei den westlichen Nachbarn genau umgekehrt hieß. – Angesichts solcher Verwirrung möchte man sich fast zu den ›cultural studies‹ wenden, die immerhin eine Domäne guter Menschen sind und mit einem entelitarisierten Kulturbegriff operieren. Der Durchsetzung dieses Kulturbegriffs scheint auch der lebensweltliche Begriffsgebrauch zu Hilfe zu kommen: Die Bundesrepublik Deutschland beschäftigt derzeit im Rahmen der auswärtigen Kulturpolitik acht Fußballtrainer in Ländern der dritten Welt und läßt ausdrücklich verlautbaren, daß ›Fußball [...] mehr Breitenwirkung [entfalte] als Dichterlesungen in Goethe-Instituten‹.<sup>9</sup> Die Parole ›Fußball statt Goethe‹ müßte eigentlich auch dem gegenwärtigen Präsidenten des Goethe-Instituts gefallen. Hat er doch in seiner Zeit als Frankfurter Kulturdezernent großen Ruhm für die Propagierung und Praktizierung eines ›erweiterten Kulturbegriffs‹ geerntet. Jetzt jedenfalls soll das Goethe-Institut in Genua geschlossen werden, das den Staat jährlich DM 800 000 kostet, während gleichzeitig die Bertelsmann-Tochter Ufa DM 160 000 000 in den zweitklassigen Fußballverein von Sampdoria Genua investiert.<sup>10</sup> Wenn wir dieser Tendenz folgen, dann wäre der Kulturbegriff immerhin zum Freizeitverhalten präzisiert, umschlösse etwa die Gesamtheit ›zweckfreier‹ Unterhaltung, vom literarischen Kunstwerk

<sup>6</sup> Zu den Hintergründen des Kulturdefizits von Hans-Ulrich Wehlers Gesellschaftsgeschichte vgl. meine Überlegungen: Literaturgeschichte, Ideengeschichte, Gesellschaftsgeschichte – und ›Das Warum der Entwicklung‹. In: IASL 21, 2 (1996), S. 1–26.

<sup>7</sup> Hans-Ulrich Wehler: Die Herausforderung der Kulturgeschichte. München: C. H. Beck 1998: Entdeckt werden Bourdieu, Foucault, Weber, Freud, Erikson und die Kulturanthropologie.

<sup>8</sup> Georg Lukács: Literatursoziologie. Ausgewählt und eingeleitet von Peter Ludz. Neuwied: Luchterhand 1961, S. 71.

<sup>9</sup> Süddeutsche Zeitung vom 24. 8. 1999, S. 1.

<sup>10</sup> Süddeutsche Zeitung vom 15. 9. 1999, S. 19. – Letzter Stand: Das Goethe-Institut in Genua bleibt vorerst bestehen, dank eines namhaften Zuschusses der italienischen Behörden. Der Sprachunterricht wird allerdings privatisiert, die entsprechenden Lehrer werden entlassen (Süddeutsche Zeitung vom 18. 11. 1999, S. 18).

über den Beischlaf mit Pille bis zum Oktoberfest, wobei dem Oktoberfest hinsichtlich der Breitenwirkung eindeutig der Vorrang gebührt. So ganz verkehrt ist diese Definition nicht. Aber daß an ihr noch gearbeitet werden muß, ist einleuchtend, und ob solche Arbeit lohnt, ist zweifelhaft. Denn wie bei ähnlichen lebensweltlich verankerten Wörtern wie Sinn, Habitus, Normalität, Individualität, Rolle usw. besteht die Attraktivität des Gebrauchs ja gerade in der schnellen Oberflächenverständigung, aus der sich dann jeder sein Teil herausholt. Man kann sie zwar auch präzise definieren, aber keiner hält sich daran, und das ist vielleicht auch ihr Zweck im Rahmen der Ökonomie von Verständigung auf der Geräuschebene. – Immerhin signalisieren beide Begriffe etwas Gemeinsames Wichtiges: Es soll nicht um pure Literatur, nicht um pure literarische Werke oder Texte gehen, sondern um Texte in Kontexten.

### III.

Eine der letzten Kontroversen, die zwischen Walter Haug und Gerhart von Graevenitz,<sup>11</sup> ermutigt mich, das Sachproblem bei einer traditionellen Grundspannung aufzusuchen, die zum Beispiel schon Emil Staiger zu dem etwas koketten Dictum herausgefordert hat: »Es ist seltsam bestellt um die Literaturwissenschaft. Wer sie betreibt, verfehlt entweder die Wissenschaft oder die Literatur.«<sup>12</sup> Nicht viel anders klingt gut 40 Jahre später Walter Haugs »Erste[s] Dilemma: Wir sind ein historisches Fach, unser Geschäft heißt Literaturgeschichte. Aber unser besonderes Interesse gilt dem einzelnen und vor allem dem hervorragenden Werk.«<sup>13</sup> Das wird erweitert im »zweiten Dilemma«, das hier gleich in Haugs Frageform zitiert sei: »Ist das literarische System als eines von vielen Subsystemen in ein kulturelles Gesamtsystem integriert, und wenn ja, was bedeutet diese Integration? Oder ist das literarische System gerade dadurch ausgezeichnet, daß es sich einer solchen Inte-

<sup>11</sup> Walter Haug: *Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft?* und: Gerhart von Graevenitz: *Literaturwissenschaft und Kulturwissenschaft. Eine Erwiderung*, sowie: Walter Haug: *Erwiderung auf die Erwiderung*. In: DVjs 73 (1999), S. 69–121.

<sup>12</sup> Emil Staiger: *Die Kunst der Interpretation. Studien zur deutschen Literaturgeschichte*. 3. Aufl. Zürich: Atlantis 1961 (1. Aufl. 1955), S. 12.

<sup>13</sup> Walter Haug: *Erwiderung auf die Erwiderung* (Anm. 11), S. 69. – Eine einseitige Werkfixierung allerdings ist ebenso problematisch wie die forsche Proklamation, daß es Werke überhaupt nicht »gebe«. Das Literarische ist offenbar unter ganz bestimmten kulturellen Bedingungen (zum Beispiel der Schriftlichkeit) stärker an die Verdichtungsform von »Werken« gebunden, während es unter anderen Bedingungen nur spontan zu Veranstaltungen zusammengerinnt wie zum Beispiel in der *Comedia dell'Arte* oder, gleichsam am anderen Ende, in Fernsehserien. Dazu auch Karl Eibl: *Textkörper und Textbedeutung. Über die Aggregatzustände von Literatur, mit einigen Beispielen aus der Geschichte des Faust-Stoffes*. In: Renate von Heydebrand (Hg.): *Kanon Macht Kultur*. Stuttgart: Metzler 1998, S. 60–77.

gration verweigert oder verweigern kann? Also Funktion oder Autonomie, und wenn Autonomie: was ist dann seine Funktion? [...] Wie kann man sich diesen Methoden öffnen, ohne Literatur sich selbst zu entfremden?«<sup>14</sup> – das Staiger-Dilemma nur leicht variiert: Es »gibt« die Literatur in Gestalt von »Werken« und es »gibt« sie als von Fall zu Fall aktualisierte Motivbündel, Handlungsschemata usw., es gibt sie als Teil der Kultur, aber als besonderen Teil, der sich von Hahnenkämpfen, Beischlaf oder Oktoberfest unterscheidet.

Die zentrale Frage lautet: Wie kann man das Verhältnis von Text und Kontext sowie von Literatur und Gesellschaft so konzeptualisieren, daß weder das eine noch das andere als Störfaktor beseitigt werden muß? Haug hat auf ein beliebtes Mittel der Kontextualisierung hingewiesen, auf die Allegorese, und er hat mit einigem Recht dekretiert: »Kritische Verweigerung gegenüber allen allegorischen Interpretationen ist für den Literaturwissenschaftler erstes Gebot, denn die Allegorese ist die krudeste Form der Usurpation des Fremden.«<sup>15</sup> Die Neigung, kontextuelle Literaturlauslegung als Allegorese zu betreiben, hat ihren Grund natürlich darin, daß Literatur tatsächlich Elemente enthält, die man als abbildhaft deuten kann, ferner aber auch einen bildhaften Überschuß, der förmlich danach ruft, in irgendeine »eigentliche« Rede übersetzt zu werden. Die Hermeneutik der Horizontverschmelzung, der Applikation klassischer Texte auf neue Situationen, kommt ohne Ansätze einer Allegorese überhaupt nicht zum Ziel, mag dann auch das »Modell«, auf das hin interpretiert wird, undogmatisch und flüssiger sein als die Heilsgeschichte, der Marxismus oder die Psychoanalyse. Es ist auch kaum etwas dagegen einzuwenden, wenn Leser Werke ihrer Lebenssituation applizieren – so lange sie keinen Zustimmungsanspruch damit verbinden. Eine ganz andere Situation ergibt sich im literaturwissenschaftlichen Verhalten gegenüber literarischen Werken. Auch der reale literaturwissenschaftliche Betrieb weist natürlich einige hedonistische Zirkel auf, in denen Literatur nur irgendwie applikativ in Bewegung gehalten wird. Aber wenn wir als Minimal Kriterium wissenschaftlicher Rede den nach bestimmten Standards prüfbar Anspruch auf Zustimmung annehmen, dann wird man in der Tat mit den Abbildungsrelationen sehr vorsichtig hantieren müssen. Eher schon wird man oft eine Art Vor-Bildung annehmen dürfen: Literarische Werke als Thesaurierungsformen für die Vorstellungen, wie Leben sein sollte oder sein könnte. Aber generell läßt sich auch das nicht voraussetzen.

Man muß wohl eine noch etwas allgemeinere, das heißt abstraktere Ebene aufsuchen. Auch da kann Haug noch einmal weiterhelfen. Er bezieht sich auf Hans-Georg Gadamer, der geschrieben habe, Interpretation sei »die Frage

<sup>14</sup> Walter Haug: *Erwiderung auf die Erwiderung* (Anm. 11), S. 70.

<sup>15</sup> Walter Haug: *Erwiderung auf die Erwiderung* (Anm. 11), S. 77. Natürlich mit dem Zusatz: »auszunehmen ist selbstverständlich jene Literatur, die sich schon selbst einem Modell ausgeliefert hat, die also genuin allegorisch ist«.

nach dem Problem, dessen Lösung das literarische Werk biete«, und er weist das als »eines der grundlegendsten Mißverständnisse unserer Wissenschaft« ab. Literatur »verkommt damit zum Exempel«. Haug setzt entgegen: »Die Literatur verdankt ihre Existenz der Tatsache, daß es unlösbare Probleme gibt. Sie findet ihren eigentlichen Sinn darin, in Aporien hineinzuführen, sie bewußt zu machen und bewußt zu halten«. <sup>16</sup> Da ich *fast* das Gleiche seit bald 30 Jahren immer wieder sage, <sup>17</sup> bin ich in der erfreulichen Lage, *fast* ganz zustimmen zu können. Haugs These läßt sich aber nur auf einen bestimmten Typus von Literatur beziehen, den, dem ich den Namen »Poesie« vorbehalten habe und der insbesondere seit dem 18. Jahrhundert besondere Bedeutung gewonnen hat. Haug wirft ein unangemessen ungünstiges Licht auf den anderen Typus von Literatur, wenn er davon spricht, daß Literatur zum Exempel »verkommt«, wenn man sie als Problemlösung begreift: Es gibt nun einmal unstreitig Exempel-Dichtung, Literatur muß nicht erst dazu »verkommen«, es gibt in großem Umfang Literatur, die vorhandene Problemlösungen unterstützt (ich nenne sie »subsidiär«). Sie ist zu wichtig als daß man sich naserümpfend von ihr abwenden sollte, sie thesauriert Erlebens- und Verhaltensformen und hat damit immense gesellschaftsstiftende Funktionen. <sup>18</sup> Die andere Art von Literatur, diejenige, die sich an ungelösten Problemen abarbeitet (ich nenne sie »komplementär«), interessiert uns allerdings in der Regel mehr. Aber entscheidend ist: Im einen wie im anderen Falle *bezieht* sich Literatur auf Probleme. Das ist die allgemeinste Formel für den Kontextbezug von Literatur. Sie mag vorerst allzu allgemein klingen, aber über sie ist jedenfalls

<sup>16</sup> Ebd., S. 87. Mir scheint, daß Haug mit diesem Referat der Gadamer-Partie nicht ganz gerecht wird. Hans-Georg Gadamer: *Wahrheit und Methode*. 3. Auflage. Tübingen: J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1972, S. 352ff. Gadamer bezieht sich hier auf Collingwoods Logik von Frage und Antwort, formuliert allerdings so vage, daß man tatsächlich einen gewissen Interpretationsspielraum hat.

<sup>17</sup> Zuletzt in aller Ausführlichkeit: Die Entstehung der Poesie. Frankfurt/M.: Insel 1995. – Rudolf Unger hat schon 1924 in einem Aufsatz eine Liste sogenannter ewiger Probleme erstellt, die in der Poesie behandelt werden: Das Problem von Freiheit und Notwendigkeit, das der Religion, das der Liebe, das des Todes und das der Gesellschaft (Literaturgeschichte als Problemgeschichte. In: R. U.: *Gesammelte Studien*. Bd. 1. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1966, S. 137–170). Es wäre aber einzuschränken: Nicht um unlösbare, »ewige« Probleme geht es, sondern um die *jeweils* als unlösbar *empfundenen*, denn auch da gibt es historischen Wandel. Selbst das Problem des Todes gewinnt seine skandalisierenden Dimensionen erst im Zusammenhang der neuzeitlichen Individualisierungsgeschichte, ähnlich das Problem der Gesellschaft und auch das der Liebe.

<sup>18</sup> Eine gute Kurzformulierung für diese Funktionen von Dichtung gibt Niklas Luhmann: *Liebe als Passion*. Zur Codierung von Intimität. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1982, S. 24 (mit Bezug auf sein Thema »Liebe«). Er konstatiert, daß literarische Darstellungen »ihre Themen und Leitgedanken nicht zufällig wählen, sondern daß sie damit auf ihre jeweilige Gesellschaft und auf deren Veränderungen reagieren; daß sie [...] angebbare Probleme lösen, nämlich funktionale Notwendigkeiten des Gesellschaftssystems in eine tradierbare Form bringen«.

die Beziehung von Werk und Geschichte, Text und Kontext, Dichtung und Welt<sup>19</sup> oder wie immer man es umschreiben will, zu organisieren.

Ich tue nun etwas, was man gelegentlich für unmöglich hält: Ich versuche ein Problem mittels Anwendung von Kategorien der Systemtheorie Niklas Luhmanns zu *vereinfachen*. Dafür will ich einen Doppelbegriff in den Vordergrund stellen, den Doppelbegriff der Autopoiesis und der strukturellen Kopplung oder die *gekoppelte Autopoiesis*. Leider hat in den meisten Diskussionen nur die Autopoiesis Aufmerksamkeit gefunden, weil sich mit ihr besser zaubern läßt, aber erst zusammen mit der zweiten Hälfte, der strukturellen Kopplung, gewinnt der Begriff Erklärungskraft für die Analyse dessen, was bei der Frage nach dem Autonomiestatus der Literatur zur Debatte steht: Es geht um die Koevolution von Systemen.<sup>20</sup>

Der Begriff der Autopoiesis besagt, daß Systeme sich aus ihren eigenen Elementen reproduzieren. Er ist eng verknüpft mit dem der operativen Geschlossenheit: Operativ geschlossene Systeme können nur mit ihren eigenen Elementen operieren, nicht mit solchen ihrer Umwelt. Wenn man diese Vorstellung hinreichend überspitzt, eignet sie sich dazu, den gesunden Menschenverstand zu verwirren. Denn es könnte scheinen, daß solche Systeme überhaupt keinen Umweltkontakt haben, und manche Zauberer des »radikalen« Konstruktivismus oder der Systemtheorie schlagen aus diesem Gedanken auch hübsche rhetorische Effekte. Zwar kann man sagen, »daß kein System Operationen außerhalb der Systemgrenzen, also Operationen in seiner Umwelt vollziehen kann; und das heißt ganz konsequent, daß kein System durch eigene Operationen sich selbst mit der Umwelt verknüpfen kann«;<sup>21</sup> oder daß verschiedene Systeme einander »unzugänglich« seien; oder daß zwischen Systemen keine Informationen »übertragen« werden können; oder daß Kommunikation im Sinne irgendwelcher angeblich herrschender Auffassungen (die zumeist nur anonym angeführt werden) nicht möglich sei: Diese scheinbar radikalen Vorstellungen werden zu Fast-Trivialitäten, wenn man erfährt, wogegen sie sich eigentlich wenden: Man könne nicht »anderes Bewußtsein gleichsam anzapfen und ins eigene System überführen«.<sup>22</sup> Aber wer um Himmels Willen stellt sich denn heute im Ernst Kommunikation als Direkt-

<sup>19</sup> Ich spiele damit an auf das Buch von Hugo Kuhn: *Dichtung und Welt im Mittelalter*. Stuttgart: J. B. Metzler 1959.

<sup>20</sup> Einige Formulierungen dieses Abschnitts auch in meinem in Anm. 6 genannten Aufsatz.

<sup>21</sup> Niklas Luhmann: *Autopoiesis als soziologischer Begriff*. In: Hans Haferkamp / Michael Schmid (Hg.): *Sinn, Kommunikation und soziale Differenzierung*. Frankfurt/M. 1987, S. 307–324, hier S. 313, von Luhmann kursiviert. – Die Bedeutung und Gültigkeit der Aussage hängt natürlich davon ab, was man unter »Operation« versteht und was unter »verknüpfen«.

<sup>22</sup> Niklas Luhmann: *Soziale Systeme*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1984, S. 60.

anzapfung (oder Information als Direktabfüllung) vor?<sup>23</sup> Statt monoton immer wieder zu behaupten, daß es wegen operationaler Geschlossenheit keine Kommunikation und keine Information gebe, sollte man fragen, wie Information und Kommunikation (und Erkenntnis) *trotz* operationaler Geschlossenheit möglich sind.

Wenn man dem Begriff der Autopoiesis die rhetorische Dramatisierung nimmt, dann bezeichnet er die vergleichsweise vertraute Vorstellung, daß zum Beispiel die Farben, die wir sehen, nicht »wirkliche« Farben sind, die ins Gehirn hineinfließen, sondern daß sie von unserem Sehapparat als Reizverarbeitung hergestellt werden. Daß das, was ich höre, genau genommen nicht die Geige ist, sondern ein Konzert, das mein Trommelfell zusammen mit einigen weiteren mechanischen, elektrischen und chemischen Instrumenten in meinem Kopf veranstaltet, dessen Anregung ich aber nicht ganz falsch auf die mittels meiner Verarbeitung optischer Reize »konstruierte« Geige zurückführe. Oder daß das Rechtssystem bei allen Veränderungen immer nur Recht hervorbringt, auch wenn es auf eine politische oder sexuelle Revolution reagiert. Oder daß Veränderungen der Sprache immer nur sprachliche Veränderungen sind. Auch das literarische Werk kriecht nicht auf mystische Weise ins Hirn, sondern dieses synthetisiert mit seinen eigenen Mitteln (darunter sehr vielen vorangegangenen sprachlichen und literarischen Erfahrungen) Vorstellungen, die vom Werk ausgelöst werden.

Ich habe bewußt von »Reagieren«, »Reizverarbeitung«, »Auslösen« gesprochen. Denn selbstverständlich kommt auch Luhmann, kommen auch die Konstruktivisten der nachdenklicheren Sorte nicht ohne irgendwelche Umweltkontakte aus. Systemtheorie und Konstruktivismus stellen für die Umweltabhängigkeit von Systemen den Begriff der »strukturellen Kopplung« zur Verfügung.<sup>24</sup> Er führt eher ein Schattendasein, ist aber ein dringend notwendiger Komplementärbegriff zu dem weit prominenteren der Autopoiesis: Er bezeichnet den Einfluß der Umwelt auf das System, den natürlich auch Systemtheorie und Konstruktivismus nicht leugnen können. Für normale Sterb-

<sup>23</sup> Liebende und Dichter leiden schon lange darunter, daß es nicht geht: »Einander kennen? Wir müßten uns die Schädeldecken aufbrechen und die Gedanken einander aus den Hirnfasern zerren«. (Georg Büchner, 1835) Oder Schiller, 1797:

Warum kann der lebendige Geist dem Geist nicht erscheinen?

*Spricht* die Seele, so spricht ach! schon die *Seele* nicht mehr.

Weil Kommunikation über konventionell-arbiträre Zeichen geht und nicht über Schläuche.

<sup>24</sup> Er stammt von Humberto Maturana / Francisco Varela: *Der Baum der Erkenntnis. Die biologischen Wurzeln des menschlichen Erkennens*. Bern, München, Wien 1987, bes. S. 85ff. Vgl. Luhmann: *Die Wissenschaft der Gesellschaft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1992, S. 163–166, sowie: *Soziologische Aufklärung 6. Die Soziologie und der Mensch*. Opladen: Westdeutscher Verlag 1995, S. 16–19 und 30–33, in den Kapiteln/Aufsätzen: »Probleme mit operativer Schließung« und »Die operative Geschlossenheit psychischer und sozialer Systeme«. Auch in: *Gesellschaftsstruktur und Semantik*. Bd. 4. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1995. S. 164ff.

liche ist er sehr hilfreich, denn er macht die Systemtheorie mit einer Reihe von Alltagsvorstellungen kompatibel, zum Beispiel mit der, daß wir Menschen sind und mit Menschen umgehen. Menschen sind ja nach systemtheoretischer Lehre keine Systeme:

Der Mensch mag für sich selbst oder für Beobachter als Einheit erscheinen, aber er ist kein System. [...] Seinem psychischen System ist sein Leben unzugänglich, es muß jucken, schmerzen oder sonstwie auf sich aufmerksam machen, um eine andere Ebene der Systembildung, das Bewußtsein des psychischen Systems, zu Operationen zu reizen.<sup>25</sup>

Aber Jucken und Schmerzen ist schon eine ganze Menge!<sup>26</sup> Es ist auch für Luhmann ganz selbstverständlich, »daß es strukturelle Kopplungen zwischen Nervensystem und Bewußtseinssystem gibt«. <sup>27</sup> Damit aber wird die Vorstellung vom autopoietischen, operational geschlossenen System auf höchst erfreuliche, wenn auch etwas umständliche Weise verträglich mit den Vorstellungen des Alltagsverstandes.<sup>28</sup> Den Erkenntnisgewinn, der durch die Umständlichkeit erkaufte wird, sollte man nicht zu niedrig einschätzen. Immer wenn wir mit den kausalistischen oder Abbild-Vorstellungen unseres Alltagsverstandes in Aporien geraten, können wir es mit der umständlicheren, aber präziseren Vorstellung versuchen, daß Systeme ihre Umwelt auf Grund eigener Aktivität und einfacher Erfolgs-/Nichterfolgsmeldungen mittels eigener Elemente kartographieren.

Luhmann unterscheidet mit Maturana und Varela zwei Arten oder Funktionsweisen der Kopplung: Die »Irritation« im wörtlichen Sinne der »Reizung« (bei Maturana/Varela war es noch die vergleichsweise tumultuarische »Perturbation«) und die »Destruction«. »Irritation« ist ein unspezifischer Störreiz, den das System nach Maßgabe seines eigenen Wandlungspotentials zu beseitigen versucht. In diesem Begriff versteckt sich all das, was man als »Information« zu bezeichnen pflegt: Angeleitet von diesen Irritationen stellt das System ein Abbild seiner Umwelt her. Wenn man bedenkt, welch schlaue Din-

<sup>25</sup> Niklas Luhmann (Anm. 22), S. 76f.

<sup>26</sup> Nicht untypisch für die bedingten Reflexe, mit denen die Kopplung von manchen Systemtheoretikern verdrängt wird, ist das absurde »Beispiel« für Kopplung in Helga Gripp-Hagelstange: Niklas Luhmann. Eine Einführung. München: Fink 1995, S. 56f.: »Bekanntlich verursacht exzessiver Tabakgenuß Lungenkrebs. Ebenso bekannt ist auch, daß es unzählige Raucher gibt, die von Lungenkrebs verschont bleiben. Ganz offenbar also reagiert der Körper auf die Stimuli von außen nach je eigenen Gesetzen, die dem Zugriff von außen verschlossen sind.« Da stimmt nichts.

<sup>27</sup> Niklas Luhmann: *Die Kunst der Gesellschaft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1995, S. 17.

<sup>28</sup> Es wäre vielleicht nützlich, auch für diese durch Kopplung konstituierten Einheiten einen Terminus zu finden, denn immerhin sind es die Dinge unserer Alltagserfahrung. Ich halte mich zurück, weil neue Wörter meistens nur neue Verwirrung erzeugen.

ge ein Computer mit der Unterscheidung 0/1 zuwege bringt,<sup>29</sup> muß man den Systemoberflächen nicht mehr als die elementare Irritierbarkeit durch Schmerzen (oder Jucken) – die simple binäre Meldung ›paßt/‹paßt nicht‹, ›Erfolg/‹Mißerfolg‹ zutrauen; damit lassen sich recht zuverlässige Weltbilder entwerfen, wenn nur der Speicher und die Rechengeschwindigkeit groß genug sind. – Das andere ist der Fall der ›Destruktion‹. Auch ›geschlossene‹ Systeme – auch dies ist als Faktum fast trivial, aber es hat enorme Konsequenzen – sind nicht autark, sondern sie sind letztlich energetisch offen. Sie nehmen Energie auf und ›führen Entropie ab‹. (Oder: Sie sind unablösbar an Systeme gekoppelt, die das tun, wie das Bewußtsein an den Körper.) Aber wenn Systeme nicht autark sind, dann sind sie natürlich auch nur auf äußerst riskante Weise autonom. Wenn sie eigene ›Gesetze‹ entwickeln, die nicht zur Umwelt passen, werden sie zerquetscht oder sie verhungern, der Energiehahn wird ihnen abgedreht, die internen Kontrollen funktionieren nicht mehr, die Komponenten treten wieder auseinander zu Elementen, ihre prätendierte Autonomie hat ein Ende. Bei Lebewesen nennt man das ›Tod‹. Dafür haben dann andere Systeme mit passenderer Autonomie (oder ›Autopoiesis‹) leichteren Zugang zur Energiebasis. Ob es sich nun um eine Gesellschaft handelt, um eine Universität, ein dort lehrendes psychisches System (vulgo: Professor) oder einen Kakerlak: An der Energiebasis greift der Selektionsdruck ultimativ an und sortiert das Unpassende aus. Irritation und Destruktion verhalten sich zueinander wie Schmerz und Tod, und sie genügen, um ein ›Passen‹ der Systeme zu erzwingen/ermöglichen.

#### IV.

Die Lehre von der funktionalen Differenzierung besagt, daß die Subsysteme sich zunehmend auf ihre Bezugsprobleme einstellen und damit verselbständigen (›ausdifferenzieren‹).<sup>30</sup> Das wird gelegentlich so aufgefaßt, als würden sie sich von der Gesellschaft regelrecht abkoppeln. Aber solange sie ›Energie‹ importieren, können sie sich nie ganz von der Verpflichtung des Leistungs-

<sup>29</sup> Heinz von Foerster: Erkenntnistheorien und Selbstorganisation. In: Siegfried J. Schmidt: Radikaler Konstruktivismus. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1991, S. 133–158, hält es für wichtig, daß das Vokabular der Nerven sich auf ›Klick‹ (mit unterschiedlichen Pausen) beschränkt. ›Die Signale, die dem Gehirn zugeführt werden, sagen also nicht, blau, heiß, cis, au, usw. usw., sondern ›Klick, Klick, Klick‹ (S. 138) – aber mehr braucht es ja nicht. Nach Auskunft der zuständigen Fachleute ist es jedoch sogar möglich, Nervenreize nach Modalität (Sehen, Hören usw., mit einigen Submodalitäten), Intensität, Dauer und Lokalisation zu unterscheiden (Eric R. Kandel / James H. Schwarz / Thomas M. Jessel: Neurowissenschaften. Eine Einführung. Heidelberg, Berlin, Oxford: Spektrum 1995, bes. S. 375–392: ›Die sensorischen Systeme‹); welch ein Übermaß an Außenkontakten!

<sup>30</sup> Diese Grundauffassung ist keine Spezialität Luhmanns, sondern ist seit den schottischen Moralphilosophen des 18. Jahrhunderts immer wieder artikuliert worden.

exports ablösen. Lösung von Problemen, Erfüllung von Funktionen gehören zu ihren Lebensbedingungen. Die strukturelle Kopplung erfolgt ganz wesentlich über die Anfrage: Welches Problem löst Du? Nur wenn es da eine befriedigende Antwort gibt, wird das Subsystem weiterhin ernährt. Eine völlige Isolation ist nicht möglich. Das gilt auch für Gesellschaften mit hohem Differenzierungsgrad, wenngleich die Leistungen sich zuweilen nur schwer ausfindig machen lassen.<sup>31</sup> Im Falle der Literatur liegt die Funktion auf einer Metaebene: Ihre Hauptfunktion ist es, in der von vitalen Entscheidungen entlasteten Sphäre des Spiels ›funktionale Notwendigkeiten des Gesellschafts-systems in eine tradierbare Form [zu] bringen‹,<sup>32</sup> das heißt Problemlösungen zu thesaurieren und zu propagieren und/oder ungelöste Probleme zu thematisieren. Daß sie die zweite Funktion, die Thematisierung von Aporien, überhaupt wahrnehmen kann, hängt vermutlich mit der Ausdifferenzierung (als Autonomisierung) zusammen.<sup>33</sup>

Insoweit<sup>34</sup> Literatur ein System ist, gilt auch für sie das Prinzip der gekoppelten Autopoiesis: Sie erhält und reproduziert sich durch Autopoiesis und sie ist den Umweltkräften durch Irritierbarkeit und Destruierbarkeit ausgesetzt (ständig wird Literatur einfach vergessen). Eine geschichtliche Verankerung von Literatur ist immer – mehr oder weniger explizit – von zwei Fragen geleitet: ›Auf welche Referenzproblematik reagiert die Literatur?‹ und: ›Mit welchen literatureigenen Mitteln tut sie das?‹ Das ist kein Dilemma und keine Seltsamkeit, sondern entspricht dem Doppelbegriff der gekoppelten Autopoiesis. Er ist kaum geeignet, kunstreligiöse Bedürfnisse zu befriedigen, denn die ›Autonomie‹, die er festhält, gilt für jedes System. Aber er taugt vielleicht zum Instrument, um einige Begriffsknäuel wenn nicht gleich aufzulösen, so doch durchschaubarer zu machen. So wird man sagen können,

<sup>31</sup> Es muß dabei nicht immer das Problem gelöst werden, das auf dem Türschild steht. Wenn zum Beispiel das System der ärztlichen Versorgung Problemlösungen für viele Taxifahrer, Hotels und Anlageberater bereithält, lassen sich Abstriche bei der Heilung von Krankheiten machen – zeitweise zumindest. Wie es um das Bildungssystem, insbesondere um die an Universitäten gekoppelte Wissenschaft bestellt ist, mag jeder selbst beurteilen.

<sup>32</sup> So die Bestimmung Luhmanns, s. o. Anm. 18. Das ist übrigens auch, wenn man es denn wissen will, der Unterschied zum Beischlaf und zum Oktoberfest.

<sup>33</sup> Ich erlaube mir dazu noch einmal den Verweis auf mein in Anm. 17 genanntes Buch.

<sup>34</sup> Unser Literaturbegriff ist ein vorwissenschaftlicher Lebensweltbegriff, rafft daher allerlei und von Fall zu Fall recht Verschiedenes zusammen. Deshalb kann man kaum sagen, daß ›Literatur‹ ein System ›ist‹. Siegfried J. Schmidt: Die Selbstorganisation des Sozialsystems Literatur im 18. Jahrhundert. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1989, löst das Problem, indem er das Sozialsystem und das Symbolsystem Literatur unterscheidet und nur das erste behandelt. Als Sozialsystem ist ›Literatur‹ aber recht unspezifisch; es wird nur deshalb spezifisch und interessant, weil das Symbolsystem daran gekoppelt (!) ist. Auch das ist ein weites Feld, und hier soll einfach genügen: Wir fassen Literatur als System auf, insoweit sie ein System (oder ein Aggregat gekoppelter Systeme) ist und kümmern uns an dieser Stelle nicht darum, wie weit sie eines ist.

daß jede Werkinterpretation mit einer doppelten Kopplung rechnen muß: Der an die Gegenwartssituation, in die hinein ein Werk interpretiert, auf deren Problemhorizont es bezogen wird, wenn denn die Interpretation irgendein Interesse finden soll, und der an die vergangene Problemsituation, der es seine Entstehung verdankt. Es ist nie das Einzelwerk in seiner Gegenwärtigkeit, das wir interpretieren, sondern wir zetteln dabei immer auch einen Dialog zwischen zwei Problemsituationen an. Und damit es kein bloßer Monolog wird, wäre vor aller ›Verschmelzung‹ die historische Dimension möglichst stark zu machen – wäre gerade beim Geschäft der Interpretation, wäre gerade auch im Anwendungsbereich ›Schule‹ das literarische Werk besonders intensiv auf seine primäre Problemreferenz abzuhorchen.

Erfassbar ist mit dem Konzept der gekoppelten Autopoiesis auch, daß Literatur es mit Umwelten verschiedener Dauer und verschiedener Eigenart zu tun hat. Das Konzept erfaßt das Reagieren der Literatur mit je eigenen Mitteln auf *alle* Umweltherausforderungen und impliziert, daß die Irritationen, die von der Umwelt auf die Literatur ausgehen, primär unspezifisch sind, sich im binären Code von ›Paßt./-Paßt nicht‹ abspielen und erst im Laufe von Selektionsprozessen des jeweils ›Passenden‹ auf die Spezifik der Irritation einstellt. So läßt sich das 18. Jahrhundert begreifen als die Kulminationsphase der Herausforderung durch einen mehrere Jahrhunderte andauernden Prozeß einer fundamentalen gesellschaftsgeschichtlichen Umstellung, die in der Terminologie Luhmanns als Umstellung von stratifikatorischer auf funktionale Differenzierung beschrieben wird.<sup>35</sup> Literatur stellt sich auf diese Umstellung ein, indem sie nicht mehr nur bestehende Problemlösungen unterstützt, sondern zum Reflexionsraum der neuen, unbewältigten Problemsituation wird. Aber sie tut das zu diesem Zeitpunkt nicht in der Weise, daß sie nun das Elend der Strumpfwirker in Apolda dramatisiert; vielmehr knüpft sie – der Autor ist selbst verwundert über die Inkongruenz<sup>36</sup> – beim klassizistischen Stoffkanon an, um die Irritation mit der Autopoiesis der Literatur verarbeiten zu können. Das konkrete Gesicht der Probleme verdankt sich den

<sup>35</sup> Ich wähle diese insgesamt etwas umständliche Beschreibung, um mich der unfruchtbaren Debatte zu entziehen, wann denn nun genau das moderne Individuum entstanden sei.

<sup>36</sup> Goethes berühmter Stoßseufzer von einer Reise zur Rekrutenaushebung: »Hier will das Drama [Iphigenie] gar nicht fort, es ist verflucht, der König von Tauris soll reden als wenn kein Strumpfwürcker in Apolde hungerte«. In: FA. II. Abt., Bd. 29, S. 163. – Noch als Gerhart Hauptmann rund 100 Jahre später im Schlesischen Eulengebirge auf das Elend der dortigen Weber stößt, nimmt er es mit den noch immer wirksamen Kategorien des Literatursystems wahr: »Was sich in diesen Webhütten enthüllte, war – ich möchte sagen: Das Elend in seiner klassischen Form. [...] Der Webstuhl ist nun einmal ein Ding, an dem zu sitzen die Göttin Kirke nicht verschmäht. Und der musikalische Klang ihrer Arbeit über die Insel Ogygia verknüpft sich mir mit jedem Webstuhle«. Gerhart Hauptmann: Die Weber. Hg. von Hans Schwab-Felisch. Frankfurt/M., Berlin, Wien: Ullstein 1978, S.163.

*Deutungen*, welche die ›materielle‹ Sozialgeschichte erfährt, den semantischen Vorräten, die zur Verfügung stehen, also dem Bereich, den man in diesem Zusammenhang als Kultur (oder mit Luhmann: als ›Semantik‹) bezeichnen kann. Dabei wird ein spezielles Folgeproblem der funktionalen Differenzierung, die Exklusions-Individualität, zu einem besonders wichtigen literaturnahen Problemgenerator. Auch sie wird nicht einfach ›abgebildet‹, sondern wirkt als Irritation auf das Literatursystem, das ihm mit literarischen Mitteln Rechnung zu tragen versucht.<sup>37</sup> Mit dem Differenzierungs-(Autonomie-) und dem Individualitätsproblem ist wohl wirklich die Leitproblematik umschrieben, auf die sich Literatur seit mindestens 250 Jahren bezieht.

Aber zugleich mit der Literatur differenzieren sich auch andere Subsysteme aus, gewiß mit je eigenem Funktionsprimat, aber immer zugleich in Reaktion auf die Basisproblematik. Das Bildungssystem, das Rechtssystem, das Wissenschaftssystem, die Religion, die Politik usw. – sie alle reagieren auf den Prozeß der Differenzierung und auf die prekäre Lage der Exklusions-Individualität, verändern damit die Problemlage, indem sie neue Identitäts- und Sinnquellen versprechen oder zu versprechen scheinen. Die Politik macht das neue Integrationsangebot der ›Nation‹, konkurrierend mit der klassenlosen Gesellschaft. Das Bildungssystem verspricht die Verwirklichung des ›ganzen‹ Menschen, der zugleich alltagstüchtig ist. Das neue Rechtssystem mit seinen Konstruktionen des Rechtsstaates und der Gewaltenteilung läßt die Hoffnung erblühen, daß Gerechtigkeit an die Stelle der Macht treten möge. Die Religion verliert an dogmatischer Entschiedenheit und wird mehr und mehr zu einem konsensfähigen Fundus erbaulicher Metaphorik. Dafür wird die Wissenschaft mit Sinngebungslasten versehen, die früher die Religion getragen hatte: Vom Darwinismus, dem ›wissenschaftlichen Socialismus‹, der Psychoanalyse bis zur ›wissenschaftlich‹ dekorierten Hochschul-Esoterik<sup>38</sup> unserer Tage treten jeweils ganze Welt- und Menschenbilder im wissenschaftlichen Gewand auf. All das sind Reaktionen auf Differenzierung und Individualisierung.

Speziell für den Umweltbezug von Literatur bedeutet das, daß neben der basalen Referenzproblematik eine Vielzahl weiterer Umweltkonstellationen als Koppelungspartner, das heißt als Irritationsquellen in Frage kommen und von der Metainstanz Literatur Unterstützung und/oder kritische Reflexion und Ergänzung erfahren. Die basale sozialgeschichtliche Herausforderung, so hat es den Anschein, ist in diesen 250 Jahren grundsätzlich dieselbe. Daß immer mehr Menschen von ihr erfaßt werden, ist nur ein quantitativer Wandel. Aber die Probleme gewinnen durch neue Lösungsversuche neue kultu-

<sup>37</sup> Für die Sturm-und-Drang-Phase vgl. Marianne Willems: Individualität als Herausforderung an die Semantik im Sturm und Drang. Stuttgart: Niemeyer 1995.

<sup>38</sup> Hierzu: Alan Sokal / Jean Bricmont: Eleganter Unsinn. Wie die Denker der Postmoderne die Wissenschaften mißbrauchen. München: C. H. Beck 1999.

relle Gesichter, und das prägt auch die Literatur – bis hin zum Computerspiel. Man kann also eine Langzeit- und eine Kurzzeitproblematik unterscheiden, auf die Literatur sich bezieht, und man könnte, wenn Bedarf besteht, die erste als eher sozial-, die zweite als eher kulturgeschichtlich bezeichnen. Vor allem aber das Scheitern der Lösungsversuche, das Scheitern von Wissenschaftsorientierung, Nationalismus, klassenloser Gerechtigkeit<sup>39</sup> läßt die latente Fundamentalkonstellation immer wieder manifest werden und gibt der Literatur damit immer wieder die Funktion eines fundamentalen Organons der Verständigung und Reflexion – einer der Gründe übrigens für das Perennieren der ›Klassik‹.

Ich kehre zurück zur Eingangsbeobachtung, zum Rückgang der Geltung von Literatur und Literaturwissenschaft. Der Bedarf eines Mediums, mit dem in der entlasteten Sphäre des Spiels Problemlösungen in eine tradierbare Form gebracht oder ungelöste Probleme thematisiert werden, ist gewiß auch jetzt vorhanden; es gibt ja auch noch immer Literatur. Aber in ihr überwiegt das freie Spielmoment. Botschaften sind zur Zeit verpönt. Die Fundamentallorientierung benötigt Literatur derzeit offenbar nicht als Medium der allgemeinen Verständigung, obwohl doch angeblich die Grundlagen der Moral allerorten wanken. Einiges spricht dafür, daß als funktionales Äquivalent der Literatur sich eine Vielzahl von ›realen‹ Fallgeschichten etabliert hat. In den Buchhandlungen sind es die Ratgeber- und Biographieabteilungen, die der Belletristik den Rang abgelaufen haben. Dazu kommt, gleichfalls fallgespickt, der unentrinnbare moralisierenden Dauer-Diskurs in den Massenmedien: Das bunte Angebot der Bahnhofskioske und Wartezimmer, die Nachmittags-Talkshows im Fernsehen, gefolgt von den Seifenopern für jedes Alter usw. Ist der neuerdings zu hörende Hohn gegenüber Adornos Diagnose von der heraufziehenden Kulturindustrie der Hohn der Sieger (und der heimliche Triumph Adornos)? Oder kann man sich mit dem Gedanken trösten, daß Literatur mit einigem Anspruch noch nie ein Massenphänomen war? Oder gehört beides zusammen – eine neue Konstellation von Weltstaat und Gottesstaat?

<sup>39</sup> Das Beispiel mag darauf hinweisen, daß es nicht oder nicht nur um äußerliche politische Zusammenbrüche geht. Im Gegenteil: Auf das Scheitern der Utopie der klassenlosen Brüderlichkeit reagierten schon die Werke von Christa Wolf, und daß diese Werke mit dem Mauerfall plötzlich bedeutungslos wurden, ist zwar bedauerlich, aber kein Anlaß zur Verwunderung..